

Proteus im Spiegel. Kritische Theorie des Subjekts im 20. Jahrhundert, hrsg. von PAUL GEYER und MONIKA SCHMITZ-EMANS, Würzburg (Königshausen und Neumann) 2003, 626 S.

Es sei vorweggenommen, dass dieser interdisziplinär angelegte, vielseitige und ideenreiche Band, der aus einem Symposium im Kloster Wallerberg bei Köln (September 2000) hervorging, zu den wichtigsten Publikationen zum Thema „Subjektivität“ gehört, die in den letzten Jahren erschienen sind. Im Gegensatz zu anderen Sammelbänden, die bestenfalls durch eine thematische Klammer zusammengehalten werden, verfolgt das vorliegende Buch ein konkretes Anliegen: Anhand der philosophischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts soll eine Kritische Theorie des Subjekts skizziert werden. Der Ausdruck „Kritische Theorie“ bezieht sich durchaus auf die verschiedenen Philosophien der „Frankfurter Schule“, obwohl nicht alle Beiträge gleichermaßen auf diesen Bezugspunkt ausgerichtet sind.

Da es einerseits unmöglich ist, hier auf alle siebenunddreißig Beiträge einzugehen, ohne den Rahmen einer Rezension zu sprengen, es andererseits jedoch frivol wäre, es bei der trivialen Bemerkung bewenden zu lassen, jede Darstellung sei eben „subjektiv“ und selektiv, soll zunächst in aller Knappheit die Perspektive des Rezensenten erläutert werden. Sie entspricht weitgehend der Struktur des Bandes, der *interdisziplinär*, *chronologisch* und *thematisch* gegliedert ist.

Obwohl Philosophie, Ästhetik und Literaturwissenschaft eindeutig dominieren (die meisten Beiträge stammen aus der Anglistik, der Germanistik und der Romanistik), sind auch andere

Disziplinen wie Gehirnforschung, Psychologie und Psychoanalyse, Jurisprudenz sowie Kunstwissenschaft (Musikwissenschaft) vertreten. Die Soziologie als Grundlagenwissenschaft, welche noch am ehesten in der Lage wäre, die Peripetien moderner Subjektivität zu erklären, fehlt leider – außer im letzten Beitrag, der hier ausführlicher zur Sprache kommt.

Die *chronologische Strukturierung* gründet auf der plausiblen Überlegung, dass der (stets hypothetische) Übergang von der Moderne zur Postmoderne der geeignete historische Hintergrund ist, vor dem die Entwicklung der Subjektivität nachgezeichnet werden kann. Obwohl in einen Abschnitt, der den Titel „Archäologie des modernen Subjekts“ trägt, Exkurse in die Antike und das späte 18. Jahrhundert aufgenommen wurden (›Sophokles’ Modernität? Subjektivität und Tragik in der Sophokleischen Elektra‹ von STEFAN BÜTTNER, 205–228, sowie ›Transformationen des Begehrens am Ende des 18. Jahrhunderts. Zur psychohistorischen Archäologie der modernen Individualität [Lessing, Wieland, Maler Müller]‹ von VERENA EHRICH-HAEFELI), fällt im vorliegenden Band die Moderne mit der Spätmoderne des 20. Jahrhunderts (Thomas Mann, Robert Musil, Marcel Proust, Virginia Woolf, André Malraux usw.) zusammen. In dem etwas kurz geratenen letzten Teil setzen sich die unter dem Titel „Versuchungen der Postmoderne“ gruppierten Beiträge mit dem Feminismus (ANDREA GUTENBERG), der Psychoanalyse, dem Nouveau Roman und *Tel Quel* (PASCAL TORRIN) sowie mit dem tatsächlichen „Tod des Subjekts“ in der zeitgenössischen *performance art* (ANTJE VON GRAEVENITZ) auseinander. ROLAND HAGEBÜCHLES ›Das Ende des bürgerlichen Subjekts: Kulturwandel als Paradigmenwechsel‹ schließt den Band ab.

Thematisch setzt sich das Buch aus zwei Teilen zusammen: aus den Grundlagenreflexionen, die einen Abschnitt über „Methodik“ und einen über „Das Subjekt in den Diskursen der Wissenschaft“ umfassen, sowie aus den „Erscheinungsweisen des Subjekts im 20. Jahrhundert“. Dieser Teil ist in drei Abschnitte gegliedert: „Archäologie des modernen Subjekts“, „Entwürfe des 20. Jahrhunderts“ und „Versuchungen der Postmoderne“.

Den stets konstruierten gemeinsamen Nenner aller Beiträge fasst CLAUDIA JÜNKE in ihrem einleitenden Aufsatz in Form eines Kernarguments zusammen: „Wie die vorausgegangenen Ausführungen gezeigt haben, favorisieren sowohl die theoretischen Reflexionen auf die Befindlichkeit des modernen Ichs als auch die konkreten Subjektivitätsentwürfe des 20. Jahrhunderts ein Subjekt, das der Illusionhaftigkeit der Vorstellung von unangreifbarer Ichstärke einsichtig geworden ist, sich einer vollständigen Auflösung in semiotischen Systemen und diskursiven Formationen jedoch beharrlich widersetzt“ (23). Der Versuch, in diesem Band eine durchgehende oder vorherrschende Argumentation auszumachen, wird noch am ehesten in der Einsicht gipfeln, dass das (individuelle) Subjekt sowohl autonom als auch sozial und kulturell überdeterminiert ist und dass das Ausmaß der Überdetermination von Subjekt zu Subjekt und von Situation zu Situation variiert. Die meisten Beiträge distanzieren sich von Versuchen einiger postmoderner Denker (Baudrillard, Lyotard oder Deleuze), den Subjektbegriff als moderne Schimäre zu verabschieden. Dennoch lassen die Beiträge zum Thema „Postmoderne“ eher einen Niedergang der individuellen Subjektivität erkennen.

Diese Perspektive, in der Autonomie und Heteronomie, Einheit und Vielheit aufeinander bezogen werden, kommt in KÄTE MAYER-DRAWES Beitrag ›Zur Doppeldeutigkeit des Subjekts‹ (43–49) zum Ausdruck, dessen vorletzter Satz den Doppelcharakter von Subjektivität zusammenfasst: „Dem triumphierenden Subjekt wird dergestalt nicht das vollständig zerstreute entgegengesetzt, sondern der massiven Einheit die fragile Differenz, belastet mit dem Risiko der Kontingenz [...], befreit zu einer Vielzahl möglicher Figurationen“ (48). Charakteristisch für diesen Beitrag und für den Band als ganzen ist die fehlende Unterscheidung zwischen individuellen und kollektiven Subjekten, die vor allem für eine geschichtswissenschaftliche und soziologische Erklärung der Subjektentwicklung wesentlich ist.

Aus methodologischer Sicht ebenso wesentlich scheint die von PAUL GEYER vorgeschlagene Verknüpfung von Subjekt- und Kritikbegriff zu sein. Denn es leuchtet ein, dass die Autonomie

des (individuellen) Subjekts nur gewährleistet wird, wenn eine konsensfähige Definition von Kritik vorliegt. Zu Recht weist Geyer auf den „Verlust apriorischer Wertkriterien“ (35) im Übergang von der Vormoderne zur Moderne hin: Kritik wird „autonom“ und verdankt sich – etwa in der Kritischen Theorie Horkheimers und Adornos – einer kontingenten Setzung. Diese autonome Setzung wird immer schwieriger angesichts des „heiter-eindimensionale[n] Bewußtsein[s] der Nachmoderne“ (38). Denn: „Das nachmoderne Bewußtsein ist weder ideologisch noch kritisch, es wird einfach identisch mit seinem Sein“ (ebenda).

Nun hängt aber Kritik nicht nur von apriorischen oder gesetzten Wertkriterien ab, sondern entzündet sich stets von neuem (sowohl bei Adorno als auch bei Ulrich Sonnemann) an der Negativität: am Widerspruch zwischen X und dem, was X zu sein vorgibt. Obwohl die postmoderne Situation tatsächlich – wie Geyer richtig bemerkt – zur Eindimensionalität tendiert, kann dieser Widerspruch jederzeit ausbrechen und Freiräume für die Kritik kollektiver und individueller Subjekte schaffen. Proteste und Massendemonstrationen jeder Art zeugen von dieser Negativität, die sich mit der Zeit durchaus verschärfen kann. Kritik bedarf keiner wertrationalen Begründung, weil sie aus dem gesellschaftlichen Widerspruch – aus der Krise – hervorgeht.

Die dem Buch zugrunde liegende These wird von KURT RÖTTGERS in seinem Beitrag ›Autonomes und verführtes Subjekt‹ (65–85) konkretisiert: „Nach Verlust des selbstbestimmten und selbsterhaltenden Subjekts“, heißt es dort, sei nur noch die Figur eines „verführten Subjekts“ vorstellbar, das sich auf die Alterität der anderen einlässt. Verführung wird hier nicht als Sieg des einen über den anderen aufgefasst, sondern als Einladung zum Andersein, als „seduzierende[r], kommunikative[r] Text“: „Verführung ist vielmehr jenes Hin und Her gegenseitigen Verführens und Verführtwerdens in einer Sphäre des Zwischen, die die Subjekte in ihre Positionen einweist“ (83). Freilich möchte man im Anschluss an solche Vorschläge erfahren, wie gegenseitige Verführung als „kommunikativer Text“ auf sprachlicher, auf semiotischer Ebene aussieht. Ist Verführung nicht nur als metasprachliche Vereinnahmung denkbar? Wer stellt wen dar und mit welcher Absicht? Denn das Problem besteht letztlich darin, dass in jeder sprachlichen Kommunikation zwei Diskurse als semantisch-narrative Strukturen aufeinander treffen. Vom Verhältnis der beiden diskursiven Strukturen zueinander hängen Verständigung und Kommunikation als „Verführung“ ab.

BERNARD GÖRLICHS Beitrag ›Freuds Wissenschaft vom Unbewußten – ihre Bedeutung für eine kritische Theorie des Subjekts‹ (87–95) leitet den Abschnitt „Das Subjekt in den Diskursen der Wissenschaft“ ein. Görlich setzt sich vornehmlich mit der Rezeption von Freuds Werk in der Kritischen Theorie nach dem Zweiten Weltkrieg sowie mit dem Beitrag Alfred Lorenzers zu einer „Kritischen Theorie des Subjekts“ auseinander. Besonders anregend in diesem Aufsatz ist die im Anschluss an Lorenzer geübte Kritik an Lacans These, der zufolge das Unbewusste und die aus ihm hervorgehende Subjektivität sprachlich seien: „[...] Die erste lebenspraktisch wirksame Symbolschicht ist vorsprachlich entstanden [...]“ (93). Die „Ecole Freudienne de Paris“ war – ebenso wie die sie ablösende „Cause freudienne“ – als Erbin der Semiotologie Saussures allzu sehr auf das sprachliche Zeichen fixiert und somit außerstande, das Nichtsprachliche in dessen Vielschichtigkeit wahrzunehmen.¹⁾ In solchen Fällen wünscht man sich eine intensivere Auseinandersetzung mit deutschen Publikationen in den einschlägigen französischen Kreisen. Zumeist vergeblich ...

Neben der Psychologie und der Psychoanalyse ist die Ästhetik eine Disziplin, zu deren Hauptthemen die individuelle Subjektivität gehört. Dies lässt der Beitrag von RALF SIMON ›Die nichtsubjektive Sprache des Subjekts in der ästhetischen Erfahrung. Überlegungen zum Begriff der Natur in Adornos Ästhetischer Theorie‹ erkennen. Es geht hier u. a. um das dreifache Verhältnis des Subjekts zur Natur, zum Schönen und zum Erhabenen. Im Anschluss an die Debatten

¹⁾ Vgl. BERNARD OGILVIE, Lacan. Le sujet, 2. Aufl. Paris 1988, S. 96–116.

zwischen Albrecht Wellmer und Wolfgang Iser zeigt Simon, dass in Adornos Ästhetik das Schöne dominiert. Zu Recht schreibt er über Adorno: „Würde er die Erhabenheit stärker in den Vordergrund treten lassen, so verlöre er seinen Gegenstand, die Kunst“ (100). Diese These wird vollumfänglich bestätigt, wenn man Adornos Ästhetik parallel zu den Poetiken Mallarmés und Valéry liest: Wie die beiden Dichter hebt der Frankfurter Philosoph die Bedeutung der Formgebung für das autonome Kunstwerk und die ästhetische Subjektivität hervor. Seine Ästhetik ist vor allem eine Ästhetik der *Form*. Das Erhabene sprengt jedoch alle Formen und negiert dadurch nicht nur die Autonomie der Kunst, sondern auch die des individuellen Subjekts, die Adorno im Anschluss an Valéry verteidigte.

Ein ganz anderer Problembereich erschließt sich dem Leser in MARIANNE KLEINS Aufsatz über den Unterschied zwischen dem Subjektbegriff in der Begriffsjurisprudenz und der Interessenjurisprudenz: ›Das Menschenbild in der Begriffsjurisprudenz und in der Interessenjurisprudenz‹ (139–158). Während die Begriffsjurisprudenz eher auf Form und Wortlaut ausgerichtet ist, trägt die Interessenjurisprudenz auch den besonderen Intentionen und gesellschaftlich-institutionellen Situationen der Kontrahenten Rechnung. In ihrer Schlussbetrachtung relativiert die Autorin den hier konstruierten Gegensatz: „Dabei stehen die ersten beiden Methoden der Begriffsjurisprudenz [...], bei denen nach den historischen Umständen und dem verfolgten Zweck gefragt wird, eher der Interessenjurisprudenz nahe“ (156). Im Rechtswissenschaftlichen (ähnlich wie im semiotischen) Bereich wird klar, weshalb es nicht sinnvoll ist, von einem „Verschwinden des Subjekts“²⁾ zu sprechen: Solange es ein Rechtssubjekt und analog dazu Subjektivität in der Sprache gibt, kündigt dieser Ausdruck eher eine mediale Sensation als einen gesellschaftlichen Prozess an.

Die beiden Beiträge von ARBOGAST SCHMITT, ›Subjektivität und Evolution – Kritische Anmerkungen zu einer kognitionspsychologischen Erklärung von Subjektivität‹ (159–189), und ALFRED GIERER, ›Brain, Mind, and Limitations of a Scientific Theory of Human Consciousness‹ (191–203) liegen am Schnittpunkt von Psychologie und Gehirnforschung. Beiden Autoren geht es darum, den psychologisch-philosophischen Begriff des Bewusstseins durch die neuesten Erkenntnisse in der Gehirnforschung zu korrigieren und zu konkretisieren. Für die Einheit oder Vielfalt des Subjekts scheint hier die von Arbogast Schmitt aufgeworfene Frage nach der Entstehung eines „Erkenntnisakts“ (182) besonders wichtig zu sein. Hier knüpft Alfred Gierer an, um zu zeigen, dass die Beziehung zwischen Gehirn und Bewusstsein nicht in allen ihren Facetten dekodiert werden kann. Der Beitrag als ganzer wendet sich gegen die populär-szientistische Hoffnung, Begriffe wie „Unbewusstes“ und „Bewusstsein“ einst durch „wissenschaftliche“ Begriffe der Neurologie ersetzen zu können. Dem Autor stellt sich schließlich die Frage, inwiefern menschliches Bewusstsein als solches der (natur-)wissenschaftlichen Analyse zugänglich sei.

An diese Fragestellungen knüpft in einem ganz anderen Kontext VERENA EHRICH-HAEFLI an in ihrem Beitrag ›Transformationen des Begehrens am Ende des 18. Jahrhunderts. Zur psychohistorischen Archäologie der modernen Individualität (Lessing, Wieland, Maler Müller)‹ (229–259). Sie zeigt mit Hilfe einer „psychohistorischen Textanalyse“ (256), wie die Ausdifferenzierung der Geschlechterrollen im ausgehenden 18. Jahrhundert eine Aufwertung der Sexualität zur Folge hat und „wie die neuartige Intimkommunikation, wo Ego für Alter die Rolle des Bestätigers der Einzigartigkeit von Alter und seiner einzigartigen Welt innehat, in der veränderten frühen Mutter-Kind-Beziehung inauguriert wird“ (256). Diese Art von Forschung lässt u. a. die Notwendigkeit erkennen, Gehirnforschung, kognitive Psychologie und Neurolinguistik kommunikativ zu fundieren.

Zur „Urgeschichte des Subjekts“ im Sinne von Horkheimer und Adorno kehrt GÜNTHER MENSCHING in seinem Aufsatz ›Urgeschichte des Subjekts – Variationen über ein Thema von

²⁾ Vgl. HERMANN SCHRÖDTER (Hrsg.), *Das Verschwinden des Subjekts*, Würzburg 1994.

Adorno (261–271) zurück. Zu Recht hebt er den zugleich theologischen und eschatologischen Einschlag der ›Dialektik der Aufklärung‹ hervor: „Theologisch ausgedrückt, meint Urgeschichte den Sündenfall, der die Menschheit zu dem machte, was sie ist, während Vorgeschichte eine eschatologische Perspektive eröffnet“ (261). Der Sprung von der Urgeschichte als Befangenheit in Herrschaftsstrukturen zur Eschatologie als Erlösung scheint – aus Horkheimers und Adornos Sicht – letztlich nur aufgrund eines Glaubensaktes möglich zu sein: „Wenn restlos alles, was ist, innerlich Barbarei ist, kann auch diese Einsicht nichts bewirken, es sei denn, sie vollzieht den ominösen Sprung in den Glauben, um eine neue Schöpfung zu erwarten“ (270). Dieser Kritik ist zweifellos zuzustimmen – allerdings mit der Anmerkung, dass sie in der Vergangenheit schon öfter vorgebracht wurde (von Ritsert, Schmucker u. a), zuletzt von Daniel Kipfer.³⁾

In ihrem Beitrag ›Subjekt und Sprache‹ (289–316) stellt MONIKA SCHMITZ-EMANS die Wechselbeziehung zwischen sprachlicher Überdeterminiertheit des Subjekts und subjektiver Freiheit in der Sprache dar. Mit Hilfe von Begriffen wie „Stil“, „Rhythmus“ und „Stimme“ folgt sie den Spuren des Subjekts in verschiedenen literarischen Texten: „Die Spuren des Subjekts werden in Bereichen gesucht, wo sich auch Kriterien der Poetizität statuieren lassen“ (298f.) Der facettenreiche Beitrag lässt erkennen, wie sehr Subjektivität in der Poetizität in Erscheinung tritt: „Wenn also in jüngster Zeit diagnostiziert worden ist, das ‚Subjekt‘ kehre in die Diskurse zurück, so lässt sich dies dahingehend spezifizieren, dass das ‚Subjekt‘ vor allem in den poetologischen Diskurs zurückzukehren scheint – wenn es ihn überhaupt je verlassen hatte“ (302). Diese Bemerkungen könnten als eine Art Einleitung zum umfangreichsten Abschnitt des Bandes gelesen werden, der den Titel trägt „Entwürfe des 20. Jahrhunderts“. Die Beiträge zu diesem Abschnitt befassen sich mit bekannten Werken der Jahrhundertwende und des 20. Jahrhunderts, in denen das Problem der Subjektivität zentral ist: mit den Werken Prousts, Virginia Woolfs, Musils, Malraux', Michaux', Sartres und Sarrautes.

In RAINER ZAISERS Aufsatz ›Prousts *A la recherche du temps perdu*. Die epistemologische Krise des Subjekts und ihre Aufhebung in der Leibhaftigkeit des Seins‹ (325–339) erscheint der französische Romancier als ein Vermittler zwischen dem „Erbe der Romantik“ (325) und der Postmoderne. Die „metaphysische Leere“ der Spätmoderne wird in der ›Recherche‹ durch die labil geschichteten Sinneserfahrungen der *mémoire involontaire* kompensiert. Zaisers Kernthese lautet „daß Proust in seine Erinnerungspoetik einen Subjektbegriff einschreibt, den er zwischen den Zeilen der *Recherche* immer wieder auch zu Fall bringt, und dies letzten Endes auch dort, wo sich die Erinnerungspoetik in ihrer stärksten Performanz zeigt: in ihrer expliziten Formulierung auf der *Matinée* der *Guermantes*“ (328).

Mit dem Werk Virginia Woolfs befassen sich die beiden Beiträge von MARIETTA MESSMER ›Intersubjectivity as a Way toward Ideology Critique in Virginia Woolf's *The Waves*‹ (373–385) und von LESLEY HIGGINS/MARIE-CHRISTINE LEPS: ›Writing Subjects of Governance – Woolf and Foucault‹ (387–397). In Marietta Messmers Kommentar wird gezeigt, wie die sechs Stimmen, die in Woolfs Roman ›*The Waves*‹ zu Wort kommen, falsches Bewusstsein artikulieren, indem sie sich verschiedener, von der herrschenden Kultur präformierter Denk- und Sprachmuster bedienen. Sie werden von der Stimme einer Erzählerin relativiert, die ihre eigene Subjektivität kritisch reflektiert. Komplementär dazu lassen Higgins und Leps Ähnlichkeiten zwischen Michel Foucaults institutionell verwalteten Subjekten und der von Woolf kritisierten verdinglichten Subjektivität erkennen. In beiden Aufsätzen wird die (spätmodern-modernistische) Möglichkeit einer kritischen und selbstkritischen Subjektivität konzediert.

In dekonstruktivistischer Perspektive stellt HANS-GEORG POTT Musils großen Roman als einen radikalen Zweifel am Subjekt dar: „Musil entlarvt das autonome Ich als Illusion, die ‚ganze, zivilrechtlich gegen die Umwelt abgegrenzte Haupt- und Gesamtperson‘, das abendländ-

³⁾ DANIEL KIPFER, *Individualität nach Adorno*, Tübingen 1999, S. 147ff.

disch-europäische Subjekt mit anderen Worten“ (401). Nun ist aber die „zivilrechtlich“ gegen die Umwelt abgegrenzte Person nicht mit dem „abendländisch-europäischen Subjekt“ identisch. Musils Kritik an der „Person“, die durchaus mit der Adornos in ›Minima Moralia‹ zu vergleichen wäre („Persönlichkeit als Lebenslüge“), hat keine Verabschiedung des Subjekts als Illusion zur Folge, sondern mündet (ähnlich wie bei Virginia Woolf) in die modernistische Frage nach dem kritischen, sich selbst reflektierenden Subjekt. Diese Suche durchzieht Musils ganzen Roman – ebenso wie sein Drama ›Die Schwärmer‹.

In der Perspektive des Bandes wäre Musils Vorstellung von einer kritisch-selbstkritischen Subjektivität im Zusammenhang mit dem von Paul Geyer hergestellten Nexus zwischen Subjekt und Kritik zu betrachten (s. o.). Bei dieser Gelegenheit sollte auch die paradoxe Struktur von Musils Denken in Erinnerung gerufen werden: „Der Individualismus geht zu Ende. Ulrich liegt nichts daran. Aber das Richtige wäre hinüberzuretten.“⁴⁾ Was wäre ein solcher Rettungsversuch ohne kritische, autonome Subjektivität wert?

An das Musil-Zitat scheint PATRICIA OSTER in ›Nathalie Sarraute und Jean-Paul Sartre oder Subjektconstitution im Zeitalter des Mißtrauens‹ (483–496) anzuknüpfen. Denn auch in ihrer Betrachtung soll gezeigt werden, dass es sowohl Sartre als auch Sarraute „in Anbetracht eines in Widersprüche und Selbstzweifel verstrickten Subjekts“ (483) darauf ankommt, eine neue Subjektivität ins Auge zu fassen. In Nathalie Sarrautes „realistisch-existentialistische[r] Subjekt-konzeption“ geht es u. a. darum, „in heroischer Anstrengung der Angefochtenheit eines Subjekts gerecht zu werden, das weder absolut gesetzt wird, noch im Mahlstrom der Anonymität untergeht“ (495). Ist dies nicht – rein strukturell betrachtet – das Anliegen der gesamten literarischen Spätmoderne als Modernismus?

Der letzte Abschnitt, der den Titel trägt „Versuchungen der Postmoderne“, lässt Verschiebungen innerhalb der literarischen und philosophischen Konstellation erkennen. So meint beispielsweise ANDREA GUTENBERG in ihrem Beitrag ›Uneasy Alliances. The Subject of Feminism and Postmodernism in Theory and the Novel‹ (539–554), „daß sich die politische Fokussierung von gemeinsamen Identitäten zu gemeinsamen Formen der Unterdrückung“ (552) verschoben hat. Es komme darauf an, meint die Autorin, diese Herrschaftsformen kritisch zu hinterfragen.

Subjektivität als Unterworfenheit ist auch das Thema von PASCAL TORRINS Beitrag ›De la Crypte aux Fantômes – La transmission historique de l'inconscient‹ (555–569). Im Zusammenhang mit Philippe Sollers' literarischem Werdegang, im Zusammenhang mit der *Tel-Quel*-Gruppe wird gezeigt, wie das Subjekt vom historischen Unbewussten, von kollektiver Verdrängung und vom Trauma überdeterminiert wird. Immer mehr scheint sich das prekäre spätmoderne Gleichgewicht zwischen Überdetermination und Autonomie zugunsten der Ersteren zu verschieben.

Der faktische Tod des Künstlersubjekts wird schließlich in dem faszinierenden Beitrag von ANTJE VON GRAEVENITZ zum Problem einer suizidanfälligen Postmoderne: „Der tatsächliche Tod des Subjekts in der Inszenierung seines Kunstwerks als Herausforderung an das wahrnehmende Subjekt“. Ein Künstler wie Bas Jan van Ader kündigt eine „Performance“ ganz besonderer Art an: Er will mit seinem Segelboot von Florida aus den Atlantik überqueren und nennt sein Unternehmen „In Search of the Miraculous“. Da ihn niemand von der Verwirklichung dieses absurden Vorhabens abhält, verschwindet er spurlos. Aber ist das nicht etwas, wovon die Dichter (Stéphane Mallarmé: „sans mâts, sans mâts ni fertiles îlots ...“) schon immer träumten? Wird hier nicht endlich die surrealistische Forderung, die „Dichtung zu praktizieren“ („pratiquer la poésie“, André Breton), ernst genommen? Selbst wenn man sich diese Perspektive zu Eigen macht, wird man nicht übersehen wollen, dass das Kunstwerk in der *performance art* an sein Ende gekommen ist – zusammen mit dem Künstlersubjekt, das sich (ein weiteres Beispiel der Autorin) einen Plastiksack über den Kopf zieht und vor einem ratlosen Publikum (fast) erstickt (574). Das „Ende der

⁴⁾ ROBERT MUSIL, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek 1952, S. 1578.

Kunst“ in der postmodernen Mediengesellschaft könnte schließlich ganz anders aussehen, als es Hegel in den verschiedenen Varianten seiner Ästhetik-Vorlesungen prognostiziert wurde.

Den Band schließt der Beitrag von ROLAND HAGEBÜCHLE ›Das Ende des ‚bürgerlichen‘ Subjekts. Kulturwandel als Paradigmenwechsel‹ (583–613) ab. Der Beitrag ist anregend, weil er als einziger soziologische Perspektiven eröffnet, Perspektiven, die in dem interdisziplinär angelegten Band leider fehlen. Der Autor geht von Immanuel Wallersteins These aus, „daß das Ende des Liberalismus als einer ideologischen Schöpfung des bürgerlichen Subjekts zeitgleich mit dem Ende dieses Subjekts einhergeht“ (584). Er fügt hinzu: „Wie problematisch die Existenz des bürgerlichen Subjekts insgesamt geworden ist (und von Anfang an war), machen auch die Arbeiten von Richard Sennett, Jürgen Habermas und Fredric Jameson deutlich. Die spätkapitalistische Globalisierungswelle beschleunigt nur noch das Verschwinden des bürgerlichen Subjekts“ (584). „Flexibilität“, „Modularität“ und „Multioptionalität“ charakterisieren die meisten postmodernen Akteure, die „Verlässlichkeit und solides Können“ (591) dem Flexibilität fordernden und fördernden Anpassungsdruck geopfert haben. Die Familie als Grundlage der bürgerlichen Existenz zerfällt: Sie wird als ‚gesicherte‘ Intimsphäre nicht einmal mehr angestrebt.

Dies alles ist zweifellos richtig und wird von Arbeiten wie David Riesmans ›The Lonely Crowd‹, Christopher Laschs ›The Culture of Narcissism‹ und Mitscherlichs ›Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft‹ bestätigt. Der Autor hätte sich nicht nur auf diese Arbeiten berufen können, die seine Thesen konkretisieren, sondern auch auf Giampaolo Lais ›Disidentità‹ (Mailand 1988), ein Buch das im deutschen Sprachraum leider kaum wahrgenommen wird. Er hätte freilich auch Alain Touraines soziologische *Gegenargumente* berücksichtigen können, die auf dem plausiblen Gedanken gründen, das jedes Aufbegehren gegen die „Machtapparate“ neue kollektive und individuelle Subjektivitäten entstehen lässt. Nicht nur die Soziologie, sondern auch der Begriff des Kollektivsubjekts, von dem individuelle Subjektivität vielfach abhängt, ist in diesem Band zu kurz gekommen. Dieses Argument kann allerdings durch den Hinweis auf den Umfang (626 Seiten) relativiert werden.

Der Band stellt in seiner Gesamtheit eine beachtliche Leistung dar und kann jedem, der sich mit der Subjektproblematik befasst, mit gutem Gewissen empfohlen werden – auch wenn seine Disziplin nicht vertreten ist. Der Rezensent konnte zwar aus Platz- und Kohärenzgründen nicht auf alle siebenunddreißig Beiträge eingehen, hofft aber, dass die Lücken und Leerstellen in seinem Text eher dazu angetan sind, die Neugier der Leserinnen und Leser zu steigern als zu dämpfen.

Peter V. Z i m a (Klagenfurt)